

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 29 (1961)
Heft: 2

Artikel: Die Freiheit der Persönlichkeit : nächtliche Razzia auf Andersartige im Berlin von heute
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Freiheit der Persönlichkeit

Nächtliche Razzia auf Andersartige im Berlin von heute

Eben ist der wuchtige Strassenkreuzer der amerikanischen Militärpolizei langsam um die Ecke verschwunden. Seine Insassen, tadellos uniformierte junge Männer aus Uebersee mit Gardegrösse und glänzendem weissem Lederzeug, haben nach schweigendem Gruss die Gasträume durchschritten und sich mit geübten Blicken aus blitzenden Brillengläsern davon überzeugt, dass kein Soldat der westlichen Alliierten im Hause ist. Russen kommen ohnehin nicht über die nahe Sektorengrenze. Weder dürfen sie herüber, noch haben sie das erforderliche Kleingeld, und ausserdem ist es die Frage, ob sie von der Existenz einer solchen Herrenbar wissen und mit ihren Möglichkeiten etwas anfangen können. Und was die obenbeschriebene USA-Streife betrifft: Nach den Erfahrungen, die im westlichen Berlin in den letzten 15 Jahren gesammelt werden konnten, ist es wahrscheinlich, dass sich die geschniegelten und gelackten Wächter aus Boston, Pennsylvania, Madison oder Texas den Teufel darum scheren würden, verirrt sich ein Homoerot aus dem Okzident, uniformlich oder in Zivil, unförmlich oder zivilisiert (welch' hübsches Wortspiel!), hierher.

Das «Off Limits» ist also wieder einmal gewahrt, und die rund siebzig Gäste in den beiden Gasträumen atmen auf. Nicht, dass sie sich bedroht gefühlt hätten. Nicht, dass sie Groll gegen die MP in ihren Herzen hegten. Nicht, dass sie sich vor Streifen und scharfer Brillenoptik aus irgendwelchen Gründen verbergen müssten. Sie haben alleamt ein gutes Gewissen. Es ist die Uniform, die tadellos sitzende, die ihnen Unbehagen verursacht, aus diesen und aus jenen Gründen. Bei den Aelteren ist diese Abneigung verständlich. Sie haben das bunte Tuch, Stiefel oder Schnürschuhe, Koppel und Ledertaschen, gestanzte und gestickte Embleme der Martialität Jahre hindurch fürchten gelernt. Bei den Jüngeren gibt wahrscheinlich — wir wissen es nicht — die Vorstellung von Zwang und Klang, von harten Kommandoworten und von der Forderung nach bedingungslosem Unterordnen den negativen Ausschlag. Sie fühlen sich von so viel gestaltgewordener Korrektheit vergrämt, wie das Wild angesichts des Jägers in der Natur.

Jetzt fühlt man sich wieder freier. Donnerstag ist's. Heute wird in der Bar der traditionelle Box- und Catch-Abend geboten. Obwohl diese anspruchslose «Sonderveranstaltung», an der selbstverständlich nur reine Amateure, solche aus dem dritten und vierten Glied, aktiv beteiligt sind, fünfzigmal im Jahre abrollt, ohne weltbewegende Variationen, liegt leichte Spannung im Raum. Man unterhält sich etwas gedämpfter als sonst, und vielleicht wird — mit Rücksicht auf die jungen Gladiatoren, die man erwartet — auch etwas weniger geraucht. Es ist trotzdem heisser und stickiger als sonst irgendwo in einer Arena. Man bespricht das «Programm». Im Boxen kommt es zwar zum 23. Male zum Schlagabtausch zwischen Freddy, dem blassen Jungen aus dem Ostsektor, der sich ein paar Westmark verdienen will und sich, offenbar seines bescheidenen Körpermasses wegen, betont forsch-männlich zu geben pflegt, und Ludwig, dem klobigen, aber harmlosen jungen Handwerker, der — als ordentliches Mitglied eines Boxklubs draussen in Spandau — vom Faustkampf überraschend viel versteht und, wenn er nur ernstlich wollte, noch jeden seiner möglichen Gegner ins Traumland schicken könnte. Aber er *will* nicht immer, vor allen Dingen (im Gegensatz zu vielen Mitmenschen, deren vermeintliche Kräfte durch Alkoholgenuss erstaunlich wachsen) dann nicht, wenn sein Durst nach gutem Exportbier in Flaschen grösser ist als sein sportlicher Ehrgeiz.

Die beiden, die nun schon bald zwei Dutzend «Ringschlachten» miteinander ausgetragen haben, kennt jeder Barbesucher, und man weiss auch schon vorher, welches

Urteil der wohlmeinende Schiedsrichter, den der Wirt anscheinend auf Lebenszeit engagiert hat, nach dreimal drei knappen Minuten, die niemand nachmisst, fällen wird: «Der Kampf endete unentschieden». Zwei Mann rufen dann vielleicht: «Oho!», und ein dritter wagt schüchtern einen Pfiff. Dann aber setzt die Musikbox wieder ein: Louis Armstrong krächzt einen Refrain, dessen blosser Erwähnung hier höchst langweilig wäre, weil man ihn in den letzten Wochen fünfhundertmal gehört hat, und schliesslich verkündet der Sprecher, was er jedesmal donnerstags zur selben Stunde mit gleichen Worten ansagt, dass nach einer kurzen Umkleidepause ein *zweiter* Kampf stattfindet, diesmal im «Catch as catch can». Und seine Erläuterung bestätigt dem Auditorium, was zuvor gemutmasst wurde: Tarzan, der wilde Standard-Freistilringer der Bar, hat endlich einen neuen, ihm gleichwertigen Gegner gefunden: Grösser als er, schwerer als er, und angeblich von westdeutschen Matten mit einem Rekord zurückgekehrt, der einen harten Kampf auf Biegen und Brechen verheisst und die verehrlichen Gäste von den Sitzen hochreissen wird.

Aber dazu kommt es heute nicht mehr. Höhere Gewalt tritt ein und beraubt die erwartungsvollen Gäste, wenigstens für diesen Abend, des Vergnügens, den «Bewegungsablauf der Catcher zu studieren» (wie man es in diesem Kreise gern ausdrückt), ihren Schwüngen und Würfen, klatschenden Schlägen und fürchterlichen Nelsons zu folgen und, was man durchaus nicht verabscheut, auch einmal einen verstohlenen Blick auf die hier und da recht prall sitzende Schwimmhose zu wagen oder auch auf die trotz der Jugend ihrer Träger schon recht reichen Tätowierungen.

Nein, zu all diesen Genüssen gelangt man heute nicht mehr. Der Barbesitzer, noch nervöser als sonst, hat bereits vor einer halben Stunde die allerneueste Tantenpost erhalten, aus der hervorgeht: In der Gothaer Strasse (dem Hauptquartier der Westberliner Kriminalpolizei) sind Fahrzeuge aufgefahren, Mannschaftsautos und Streifenwagen, und ihre Kühler zeigen nordwärts. Männer in Uniform und Zivil stehen dort umher, des Winkes von oben gewärtig. Noch weiss man nicht, ob sie das Zoo-Viertel oder den Tiergarten durchkämmen sollen, auf der Suche nach Halbstarcken, leichten Mädchen und Kriminellen. Es kann natürlich aber auch sein, dass...

Der Barbesitzer lässt sich nichts anmerken, wenn auch eine tiefe Sorgenfalte seine Stirn furcht. Wenn sie heute kommen, dann kommen sie zum siebenten Male in diesem Jahre. Er hat die Bringer der Hiobsbotschaft bewirtet und beschworen, ihre Beobachtungen, so weit das ihnen zur Not möglich ist, für sich zu behalten, denn er weiss: Was dreien bekannt ist, erfahren hundert.

Eben haben die beiden Catcher auf ihren Stühlen am Rande der dicken Matte Platz genommen. Scheinwerfer leuchten auf. Der Ansager schlägt den Gong, um sich ein zweites Mal Gehör zu verschaffen— da springt die Hauptzugangstüre auf. Weisse Mützen werden sichtbar, und dann drängt es herein: Bereitschaftspolizei und Kriminalbeamte und Beauftragte der Jugendschutzbehörden und Kradfahrer und Neugierige. Der Leiter der Aktion, ein repräsentativer Kriminalrat (oder doch etwas ähnliches), wünscht betont laut einen guten Abend, dirigiert seine Männer wie ein Feldherr hierhin und dorthin, bis in die rückwärtigen Gemäcker hinein. Ein schlanker, etwas spitznasiger Transvestit in billigem Sommerkleidchen kann gerade noch von seinem Barhocker herunterrutschen und entweichen. Das Fräulein verschwindet, als habe es der Erdboden verschluckt, und ward nicht mehr gesehen. Für die anderen, auch für die drei oder vier, die noch nicht achtzehn sind (der Wirt könnte sich das Haar raufen, dass ihm wieder ein paar Jüngelchen entschlüpft sind, als er kurz vor 22 Uhr kontrollierte), und für die beiden, die keinen Ausweis bei sich führen, ist es zu spät. Sie wissen selbst: In deutschen Landen gibt es nichts Aergeres, was dem homo sapiens widerfahren kann, als ohne ausreichende Legitimation ertappt zu werden. — Es scheint,

als falle ein unsichtbarer eiserner Vorhang von der seidenbespannten Decke herab. Man sitzt in der Falle, man resigniert und wartet, was nun kommt, und macht sich auf das Schlimmste gefasst. Es ist still in beiden Räumen, und nur die Zigarette in mancher Hand zittert ein wenig.

Der Herr Kriminalrat nimmt den ersten besten Stuhl, der in Reichweite steht, klettert mit seinen 95 kg Lebendgewicht hinauf und versichert die sehr geehrten Herren in betont leutseligem Tone, sie hätten unbedingt und absolut nichts zu befürchten. Die Massnahme der Polizei richte sich auch heute nicht gegen Volljährige, richte sich vor allem in keiner Weise gegen die «ständigen Gäste dieses Hauses» (eine sehr behutsame Formulierung). Man müsse indes, und das werde jeder verstehen, ein Auge haben auf gewisse Elemente, die sich — Gott sei es geklagt — heutzutage überall und jederzeit unter das Gros der ordentlichen Staatsbürger (und Steuerzahler! Anmerkung des Verfassers) mischen, und schliesslich sei da noch die Jugend, die des Schutzes bedürfe und hier, das müsse ebenfalls jeder Unvoreingenommene gestehen, in dieser Umgebung nun wirklich nichts verloren und infolgedessen auch nichts zu suchen habe. Er bitte also, die Ausweise bereitzuhalten — und das klingt so, als könnten er und seine Leute, mit einem zusätzlichen Sinnesorgan begnadet, durch blosser Inaugenscheinnahme eines Papiers erkennen, wes' Geistes Kind der einzelne ist.

Das Ganze gehe, fährt der Herr Kriminalrat nach einer Pause fort, sehr schnell, wenn (ein leichtes Anheben der Stimme) den Beauftragten der Behörde keine Schwierigkeiten bereitet werden, und je flotter alles geschehe, desto eher sei er mit seinen Beamten in der Lage, sich zu verabschieden und die verehrten Gäste wieder ihrem bedauerlicherweise unterbrochenen Vergnügen zu überlassen.

So viel Liebenswürdigkeit in der Präambel müsste die Schar der Angesprochenen eigentlich bestriicken, allein: Es klingt alles ein wenig zu routiniert, es klingt eine Nuance zu wohlwollend, und deshalb löst sich die krampfhaftige Spannung nicht. Mit einem «Meine Herren, darf ich bitten...?» und mit einer weltmännischen Handbewegung springt der Redner vom Stuhl herab. Seine Gesten deuten noch einmal an: Alles, was getan werden muss, soll rasch getan werden.

Aber dann geht es doch nicht so schnell. An fast allen Tischen entstehen Stokungen, und manchmal wird die Unterhaltung sehr laut. Aber die Gäste sitzen auf dem berühmten kürzeren Hebelarm. Helmut und Herbert und Peter und Harald und Klaus müssen zahlen und aufstehen. Sie werden von Uniformierten nach draussen geleitet, und es ist merkwürdig: Je niedriger der Dienstgrad des Spaliers, desto grösser ihr zur Schau getragener deutlicher Widerwille gegen die verworfenen jungen Menschen, die man zu eskortieren hat. Vor dem Hause stehen die avisierten grünen Lastwagen, und jeder, der durch eine Mauer von Gaffenden zu ihnen geleitet wird, muss einsteigen, ob er will oder nicht. Und wenn man eingestiegen ist, muss man warten, bis hinreichend viel andere hinzugekommen sind, auf dass sich der Abtransport lohne.

Mählich leeren sich die Gasträume, und der Wirt ringt die Hände. Als «die Aktion beendet» ist, als der Herr Kriminalrat sein zahlreiches Gefolge mit einer neuerlichen Handbewegung verscheucht und sich selbst mit einem fröhlichen «Guten Abend! Und nochmals: Ich bitte um Entschuldigung!» verabschiedet hat, sind drinnen etwa zwei Dutzend Gäste zurückgeblieben. Dreiundvierzig hocken auf den Bänken der Wagen. Alles andere ist dann polizeiliche Routine. Man pfeift und winkt. Motoren springen an, und die Wagen fahren brummend von dannen. Das Volk am Strassenrand zerstreut sich.

Stille liegt derweilen in den Räumen der Bar. Die beiden Gladiatoren, die, wie gebannt, noch immer in Sporthöschen auf ihren Stühlen sitzen (irgendwer hat ihnen

ein Jackett übergeworfen), erhalten Weisung, sich wieder anzukleiden. Der «Kampf des Jahres» wird aufgeschoben. Der Barbesitzer macht sich am Musikautomaten zu schaffen und beisst sich auf die Lippen. Die Kellner überzählen ihre Kasse und stellen betrübt fest, dass sie nicht stimmt. Vier seriöse Herren am Eingang klagen, es sei schon wieder recht weit gekommen in der Behandlung der Andersartigen, und der vollbärtige Brillenträger am Schankhahn sagt zum Mixer: «Bei uns in den Staaten...»

Anderthalb Stunden später — Mitternacht ist längst vorüber — kommen die ersten aus der Zahl derjenigen, die mitgenommen worden waren, zurück. Sie fühlen und geben sich jetzt sehr stark und berichten, dass sie sich «nichts haben gefallen lassen». Aber die Zurückgebliebenen winken ab; sie begehren nur zu wissen, wie es war. Was dann zutage kommt, ist, auch wenn man ein gutes Stück als übertrieben abschneidet, recht betrüblich. Dass jeder, der nicht von berufswegen sonderlich gut verdient, als «Strichjunge» betrachtet und demgemäss klassifiziert worden ist, entspricht langbewährten kriminalpolizeilichen Gepflogenheiten. Aber dass man eindringlich befragt wurde: «Was suchen Sie in einem solchen Lokal?», «Wie oft gehen Sie in diesen Laden?», «Wissen Sie nicht, dass...?» oder «Ist Ihren Eltern Ihr Umgang bekannt?», das alles lässt sich mit der sprichwörtlichen Garantie der Freiheit der Persönlichkeit nur noch bedingt vereinbaren. Aber da sind auch noch andere «Ermittlungen» angestellt worden: «Was nehmen Sie denn so im Durchschnitt von Ihren Freiern?», «Onanieren Sie oft?» und dergleichen Freundlichkeiten mehr. Solch' inquisitorische Fragen wurden nicht in China gestellt, sondern in Berlin, und man stellte sie im Jahre 1960...

Eins ergab sich klar: Die Behandlung der Sistierten war unterschiedlich, sowohl in der Beurteilung als Mensch, als auch hinsichtlich der Fragen, die man an den Einzelnen richtete. Dabei bleibt für den Aussenstehenden unerfindlich, wo der Schlüssel des Geheimnisses einer solch' differenzierten Vernehmungstechnik lag. Etwa in der sozialen Herkunft der Vernommenen? In ihrem Gesichtsausdruck oder in ihrer Kleidung? Oder etwa im Taktgefühl der vernehmenden Beamten?

Die Letzten sind, sicherem Zeugnis nach, erst gegen Mittag des folgenden Tages wieder in Freiheit gesetzt worden, und was sie zu berichten wussten, war besonders unerfreulich: Man hat sie photographiert und dem Fingerabdruck-Verfahren unterworfen, und man hat ihnen einen Revers vorgelegt, durch dessen Unterzeichnung sie sich verpflichten sollten, die Bar nie wieder zu betreten. Es ist uns nicht erinnerlich, ähnliches von Menschen gehört zu haben, die beim ruinösen Glücksspiel oder etwa in den Opiumhöhlen des Fernen Ostens angetroffen wurden. Fragt man die Männer, die in solchen Dingen zu administrieren haben, dann erfährt man, dass das ja auch «etwas ganz anderes» sei. Denn bei uns gehe es schliesslich um die höchsten ethischen Werte. Ach so! —

Die Tageszeitungen berichteten dann in behäbiger Breite, dass wieder einmal «in Gaststätten, die hinreichend als Zentren homosexueller Kreise bekannt sind», eine Razzia stattgefunden habe. Mehr als 60 Personen, darunter sieben Jugendliche, habe die Kriminalpolizei überprüft. Und wieder ein paar Tage später bringt ein angesehenes Blatt die Stellungnahme eines sehr hohen Beamten der Kriminalpolizei, mit aufklärendem Tenor, weshalb und wieso. Die Massnahmen der Polizei richteten sich, so ist hier zu lesen, in keiner Weise gegen die ständigen und anständigen Gäste der von den Razzien betroffenen Wirtschaften. Man müsse nur — und das werde jeder verstehen — ein Auge haben auf gewisse Elemente, die sich, Gott sei es geklagt, heutzutage überall und jederzeit unter das Gros der ordentlichen Staatsbürger mischten.

Irgendwo haben wir das schon einmal gehört.

Erwin.